

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 2, 9. Januar 1847

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 2.

Sonnabend, den 9. Januar.

1847.

Noth und Hülfe.

Der Unterstützungs-Ausschuß scheint mit seinen Bestrebungen zur Linderung der Winternoth das Richtige getroffen zu haben. Auf der einen Seite wird ihm in N^o 103., 104. des Beobachters v. J. vorgeworfen, alle seine Anstalten seien zu kleinlich, zu unbedeutend. Ein anderer Auffas in N^o 2 der Neuen Blätter für Stadt und Land, „die Vereine zur Linderung des Nothstandes“ tabelt ihn, daß er zu eifrig, zu rasch, zu öffentlich handle. — Diese beiden Urtheile gegeneinander gehalten, mögte der Ausschuß sich etwa im juste milieu befinden, also wohl auf rechtem Wege sein. — Es ist jedoch hier nicht die Absicht eine Rechtfertigung desselben durch ein weiteres Abwägen jenes zu wenig und dieses zu viel zu versuchen; sondern die in der angezogenen N^o 2 enthaltene Kritik näher zu beleuchten. Die Beschauung derselben wird erleichtert, wenn wir den Verfasser, den wir Hr. A. bezeichnen wollen, uns gerade gegenüber denken. — Also Hr. A., gehen wir Ihren Auffas nach seinen Hauptpuncten gesprächsweise mit einander durch. Ich, als B., will möglichst kurz sein.

Hr. A. sagt: „bei unserer an sich trefflichen, nur in der Ausführung mitunter mangelhaften Einrichtung des Armenwesens, was weniger das Gesetz als die Anwendung trifft, kann es an Hülfe nicht fehlen.“

B. „Was beweisen Sie denn im vorliegenden Fall mit dem Lobe des Gesetzes, wenn Sie doch selbst zugleich seine mangelhafte Ausführung zugeben? Eben unter dieser mangelhaften Ausführung leiden ja gerade Diejenigen, welchen dadurch geholfen werden soll. Und wenn sich dann eine freiwillige Hülfe anbietet, um jene Lücke auszufüllen, ist das nicht wohlgethan?“

Hr. A. „Wenn wir uns über die begründeten Wohlthätigkeitsvereine einige Bemerkungen erlauben, so verkennen

wir nicht, daß wir dadurch Bestrebungen entgegneten, welche der Geist der Zeit hervorgerufen, Bestrebungen, welche von Vielen gehegt werden, oft freilich ohne genauere Prüfung der Sache der Zeitrichtung, mitunter auch persönlicher Rücksichten wegen.“

B. „Der Unterstützungs-Ausschuß hat wohl zunächst das Nächste ins Auge gefaßt: die Noth der Zeit. — Der Geist, aus dem er handelt, ist allerdings der Geist der Gegenwart, wo es darauf ankommt, daß jeder Einzelne sich am Gemeinwesen theilweise und deshalb mit Gleichgesinnten zusammentrete. Diesem wohlthätigen Walten und Wirken unfres Zeitgeistes wird kein Wohlthätender, kein Richtigsühlender sich entziehen wollen und können.“

Hr. A. spricht von „übertriebenen Besorgnissen.“

B. Ob sie das sind, wollen wir im Weiteren näher betrachten.

Hr. A. — „in unserm Lande kann wohl eine Theuerung, aber nur bei einer allgemeinen Missernte wirkliche Noth eintreten.“

B. „Ist denn große und zunehmende Theuerung für den Armen nicht schon wirkliche Noth? Und soll gegen Noth, welche diesen trifft, nichts gethan werden?“

Hr. A. „Wir können noch von keiner Missernte sprechen.“

B. „Gehen Sie doch auf irgend eine Dreschteme und sehen Sie zu, welcher geringe Haufen von Körnern aus einer ganzen Tagesarbeit herauskommt, lassen Sie sich die überall spärlichen Kartoffelvorräthe zeigen — da werden Sie wahrhaftig zugeben müssen, daß wohl von einer Missernte gesprochen werden darf. — Wenn z. B. auf einem Felde bei der Osternburg ein Scheffel Ausfaat, wie es der Fall ist, kaum 2½ Scheffel Ernte bringt, anstatt sonst gewöhnlich 8 bis 9 Scheffel — nennen Sie das keine Missernte?“

Hr. A. „Noth werden wir nicht leiden, wohl aber haben wir theure Zeiten und auch diese werden in dem



Maasse nicht anhalten sowie der Verkehr wieder frei, denn bei den vorhandenen Vorräthen kann nur Speculation die jetzige Steigerung veranlassen. Tritt diese Voraussetzung nicht ein, so können allerdings die Preise sich länger auf der jetzigen bedeutenden Höhe halten, und müssen dann die ärmeren Classen, da auch ihr Verdienst geschmälert wird, in eine üble Lage gerathen, obwohl bei unserer Armeneinrichtung ein Nothstand nicht zu besorgen ist."

B. "Noth werden wir nicht leiden?" — Wer ist das Wir? — Sie und ich werden allerdings keine Noth leiden, Ist denn aber von uns die Rede? — Also wenn die Preise, wie Sie doch einigermaßen zugeben, "sich länger auf der jetzigen bedeutenden Höhe halten und die ärmeren Classen in eine üble Lage gerathen" — das ist keine Noth? — Bei unserer Armeneinrichtung ist kein Nothstand zu besorgen? — Es leiden schon jetzt viele Leute Noth, die darum doch noch keine Ansprüche auf die Armencaße machen dürfen, und auch noch keine Armenunterstützung erhalten. Davon könnte ich Ihnen viele Beispiele — Thatsachen — anführen. Ich will mich auf einige beschränken, und Ihnen folgende kleine Geschichte erzählen. — Ein hiesiger Bürger hatte von seinem vor der Stadt in einem Häuschen wohnenden Deuermann seit langer Zeit keine Miethe erhalten. Der Mann hatte schon längst versprochen zu kommen, ließ sich aber nicht blicken. Endlich schickt der Bürger seinen Sohn hinaus, um nachzusehen, wie es draussen zusehe. Der Knabe kommt zurück und sagt: Vater, von dem Manne kannst Du jetzt kein Geld bekommen, Du mußt wohl eher etwas hinaus-schicken, es ist da ein jämmerlicher Zustand. N. hat acht Kinder, keine Feurung und für die Kinder kaum das liebe Brod; sie frieren und hungern. — Der Bürger, ein wohlgesinnter freundlicher Mann, läßt den N. rufen und sagt: wenn es Euch so schlecht geht, warum wendet Ihr Euch nicht an die Specialdirection? D. Herr D., versteht N., das thut man doch nicht, so lange man sich nur noch eben durchschlagen kann. Auch würde ich schwerlich etwas bekommen; denn wir sind wenigstens alle gesund und ich habe noch etwas Arbeit, die freilich für zehn Menschen kaum das nöthige Brod aufbringt. Wir frieren und hungern zwar; es ist alles so theuer — wo soll ich es hernehmen? Ihre Miethe kann ich Ihnen nicht bezahlen, aber damit, denk ich, werden Sie Nachsicht haben. Wie wir durch den Winter durchkommen, sehe ich freilich noch nicht ein — schlimmer darf es nicht werden, sonst gehen wir drauf! — Hr. D. hat ihm natürlich die Miethe gestundet (oder wohl zum Theil erlassen — das weiß ich nicht genau) und ihm auch noch weitere Arbeit zugewiesen. — Solcher Fälle giebt es viele. — Nur einen will ich noch anführen. Sie Herr A. kennen die hiesigen Zustände nicht, Sie wissen nicht, was Sie sagen, wenn Sie die Behauptung aufstellen: hier sei keine Noth. — Wollen Sie einmal in die Wohnung eines hiesigen Einwohners treten; Vater von fünf Kindern (eines davon krank), ein fleißiger Mann, der kaum soviel verdient, daß er ihnen trocknes Brod geben kann? Der Mann arbeitet, und wehrt sich gegen

die Unterstützung aus der Armencaße; er will diesen Makel nicht auf sich haben; und da er arbeiten kann, möchte er auch wohl nichts bekommen. Seine Arbeit ist gut, aber der Art, daß ihr Absatz nicht leicht ist; er muß Monate lang schaffen, ehe er sie vollendet. — Wovon soll er unterdessen leben? In seinen Ofen ist seit mehreren Tagen kein Stück Dorf gekommen. Was sagen Sie dazu? — Wo ganze Familien frieren und hungern, und die theuren Lebensmittel nicht anschaffen können, doch aber eine Unterstützung aus Armencaßen nicht ansprechen dürfen — ist da keine Noth?"

Hr. A. "Hält das Auftreten der Vereine noch nicht zeitgemäß?"
B. "Soll etwa gewartet werden, bis die Leute sich recht elend geduldet und gepungert haben? bis sie krank und kraftlos werden? bis sie am Ende bei steigender Noth dem Verbrechen und dann dem Zuchtthause anheimsinken?"

Hr. A. "Durch frühes Geben wird, wie die Menschen einmal sind, nur selten der Zweck erreicht."

B. "Eben frühe und verständige Hülfen (nicht blos Geben) ist das rechte, das einzige Mittel zum guten Zwecke. Man muß es nicht zum ärgsten kommen lassen."

Hr. A. glaubt: "daß es viel angemessener gewesen wäre, wenn die wohlmeinenden Mitbürger mit ihren Bestrebungen nicht so früh aufgetreten, zumal sie stets rasch und später wahrscheinlich mit viel geringeren Mitteln ihren Zweck erreicht haben würden."

B. "Der vom Unterstützungsausschuß angekaufte Roggen ist schon theuer zu nennen. Nach den jetzigen Conjunctionen ist ein Sinken der Preise sehr ungewiß. Der letzte Maklerbericht aus Bremen weist keine sehr großen Vorräthe nach. Es sind freilich noch viele Ladungen Korn unterwegs. Aber wann kommen sie? Kann nicht strengere Kälte eintreten — das Einlaufen der Schiffe verzögern — ja unmöglich machen? — Kartoffeln sind, nach den angestellten Ankaufversuchen, nur mühsam zu erhalten; an manchen Plätzen, wo man nachgfragt, gar nicht zu bekommen. Werden sie im Laufe des Winters wohlfeiler werden? — Können die kleinen Leute, die schon jetzt keinen Vorrath mehr haben, sie bezahlen?"

Hr. A. "Der Grund der Vereine (soll wohl Zweck der Vereine heißen) war, wenn man sie nun einmal schon jetzt ins Leben rufen wollte, auch ohne diese übergroße Oeffentlichkeit zu erreichen, und sicherer als jetzt."

B. "Wo ist das Uebergroße der Oeffentlichkeit? Das Bedürfnis ist ein öffentliches. Warum soll man ihm nicht öffentlich begegnen?"

Hr. A. "Wohltätigkeit, die im Stillen sich regt und zur rechten Zeit giebt, sei es direct oder indirect durch Arbeit, fördert das Gemeinwohl mehr als jenes öffentliche Streben."

B. "Alle Achtung vor solcher Privat-Wohltätigkeit. Aber die Erfahrungen, welche der Unterstützungsausschuß im Verlaufe seines Thuns über das Wirken und die Erfolge dieser Wohltätigkeitsart zu machen Gelegenheit hatte, beweisen keinesweges, daß durch sie das Gemeinwohl sonderlich gefördert, und mehr von ihr geleistet sei als durch öffentliches Streben. — In solchen Dingen vermag nur gemeinsames Streben — und das kann ja nicht anders als öffentlich handeln — etwas Nütziges. Vereinte Kräfte tragen auch größere Lasten leicht. Der Einzelne kann nicht viel, besonders bei den hier obwaltenden Verhältnissen; deshalb unternimmt auch ein Einzelner bei uns zu solchem Zwecke nichts Bedeutendes. — Viele sind in jetziger Zeit, die Unterstützung bedürfen. Deshalb müssen auch viele sich zur Gewährung vereinigen."

Hr. A. "Insbesondere ist es die Stadt Oldenburg und das Ammerland, welche in der Oeffentlichkeit eine Stütze zu suchen scheinen."

B. "Wenn sie dieselbe darin zu finden hoffen, warum sollten sie nicht? — Warum sich vor der Oeffentlichkeit scheuen?"

Hr. A. "Wir können uns nicht überzeugen, daß diese Richtung der Zeit, welche ohne Unterschied für alle gemeinnützige Bestrebungen und in der Oeffentlichkeit Heil erwartet, dem Zweck entspricht,

daß es gut und recht sei stets die öffentliche Anerkennung hervorzu-
rufen, und sich nicht mit der innern viel werthvolleren zu begnügen.“

B. „Immer diese furchtsame Abneigung gegen die Oeffent-
lichkeit? — Woju denn das Heimlichthum und Verheereten, wo von
ganz offenkundigen Dingen die Rede? Und was käme dabei her-
aus? — Zwanzig zusammengehende Männer vermögen unendlich
viel mehr, als zwanzig einzelne, deren Kräfte sich zersplittern.
Gemeinsames Berathen und Handeln, Association, die sich gegenseitig
stützt und trägt und ihre Kräfte auf den einen Zweck richtet — das
sind tüchtige Hebel. — Oeffentliche Anerkennung? — Auf dieses Ziel
strebt der Unterstützungverein gewiß nicht hin — obgleich sie ihm
wohl zu Theil werden wird.“

Dr. A. „Die Vereinsbestrebungen werden nur dann sicher zum
Ziele führen, wenn die, welche zur Wilerung des Nothstandes
thätig sein wollen, sich unmittelbar mit den Special-Armen-Inspec-
tionen in Verbindung setzen.“

B. „Was Sie da Neues lehren! Glauben Sie, daß man
das erst erfahren müsse? Sehen Sie doch gefälligst die Namen
des Unterstützungsausschusses nach. Sie finden darin mehr als ein
Mitglied der hiesigen Specialdirection.“

Dr. A. „Inbem wir nochmals hervorheben, daß unser Wort
nicht gegen die Sache, sondern nur gegen die Art und Weise der
Auffassung und Veröffentlichung, gegen die Wahl des Zeitpunkts,
des Auftretens der Vereine gerichtet sind, geben wir uns der Hoff-
nung hin, daß die Zukunft nicht so traurig werden möge, wie besorgt
werden kann, und gern werden wir bereit sein, nach Kräften mit-
zuhelfen, wenn unsere Hoffnung getäuscht wird.“

B. „Sie sprechen mehrmals von Vereinen in der Mehrtheit.
Meines Wissens hat sich bis jetzt zur Linderung der Winternoth —
wovon hier die Rede — nur die eine Gesellschaft zusammengesetzt,
welche den Unterstützungsausschuß aus ihrer Mitte gewählt hat. —
Dieser Ausschuß aber macht sich es nicht so bequem, er giebt sich
nicht „solcher Hoffnung hin.“ sieht nicht erst zu, ob die Zukunft so
traurig werden möge; sondern er greift an und thut, will nicht erst
dann mithelfen, wenn jene Hoffnung getäuscht wird.“

Und nun zum Schluss, was unternimmt der Ausschuß denn so
bedenklich Großes, daß man ihm zu weitgreifendes, zu rasches Han-
deln vorwerfen könnte? — Er sorgt (zum Theil durch Anträge bei
den Behörden) für Arbeit und Absatz, er sorgt dafür, daß den
Dürftigen die nicht aus Armemitteln unterstützt werden, kräftiges
Essen, daß ihnen wohlfeileres Brod verschafft werde. — Ist davon
sobiel Wesens zu machen? — Es wird nichts verschent, nichts
direct gegeben. Die Leute bezahlen, aber sie bezahlen Preise, die
sie erschwingen können.

Der ganze Tadel läuft auf ein feichtes Gerede hinaus, wodurch
der Unterstützungsausschuß sich gewiß nicht irre machen läßt. —
Manche sagen vielleicht, man hätte sich um diese Critik gar nicht
bekümmern, sie einer Widerlegung gar nicht werth halten sollen, die
sei ja ganz überflüssig! — Nicht so ganz. Die zwar nur sehr ein-
zeln hervortretende, aber doch in manchen Kreisen beliebte Ansicht
und Redensart: „es ist so schlimm nicht! man spricht zuviel von
Noth! laßt sie doch erst da sein!“ und was der Worte mehr sind,
hinter welchen sich die Aengstlichkeit vor jeder gesinnungsvollen Hand-
lungsweise zu verstecken pflegt — sie macht sich wirklich zu breit
mit der Behauptung, daß sie allein die rechten Mittel und die rechte
Zeit anzugeben wisse. Die öffentliche Meinung kann ihr das nicht
schweigend gestatten — darum sehe das Wort dieser öffentlichen Mei-
nung hier protestirend ausgesprochen.

Theater.

Seit dem Erscheinen unsers letzten Berichts sind mehrere bedeu-
tende Stücke über unsere Bühne gegangen. Außer dem schon er-
wähnten Trauerspiele „Moriz von Sachsen“ auch Schillers
„Don Carlos“, „Guzkow's „Jopf und Schwert“ und morgen
wird sogar Göthe's „Egmont“ an die Reihe kommen. Rechnen

wir nun noch ein nennenswerthes Lustspiel „Der Landwirth“ hinzu
und überblicken dann die Zahl der noch übrig bleibenden Kleinig-
keiten, als: „Frau, schau, wem!“ „Das goldene Kreuz“ und die
unbegreifliche Wiederholung des Börnstein'schen „Ein toller Tag,“
deren Darsteller doch auch ein Recht auf Berücksichtigung haben, so
geht es uns wie dem Regierungskommissar der Schleswig-Vollstän-
digen Ständeversammlung, wir müssen uns mit unsern Kräften
besetzt erklären, denn wir sind des beschränkten Raumes wegen nicht
im Stande, eine Besprechung aller der genannten Stücke zu geben,
und wolle der geneigte Leser sich für diesmal mit einigen Bemerk-
ungen über „Don Carlos“ zufrieden geben, zu welchen wir uns
um so mehr veranlaßt fühlen, als wir vor anderweitigen Versuchen,
die Meisterwerke unserer Literatur in der Weise, wie es leider ge-
schehen, auf die Bühne zu bringen, warnen möchten. Wir über-
blicken mit bedenklichem Kopfschütteln den Theaterzettel und zählen
die Großen unsres Reichs. Viele der ersten fehlen. Wo sind die
Damen Blum und Wolke, wo die Herren Berninger,
Jenke I. und Blum? Zu einem Stücke wie „Don Carlos,“
müssen alle Völker ins Gesecht geführt und auch die kleinen Rollen
den besten Darstellern übergeben werden. Diese Achtung sollte man
wenigstens vor einem Schiller haben, und sind der „Grosinquis-
itor,“ der „Graf Verma“ ic. etwa nicht bedeutend und lohnend
genug? Aber was rede ich denn, auf dem Theaterzettel steht ja
deutlich zu lesen: Mad. Blum ist krank — und ich hätte nach
dieser Dame also nicht zu fragen brauchen. Freilich nicht; aber ist
die Darstellung des „Don Carlos“ ohne Mad. Blum wünschens-
werth? Diese Frage möchte nach der vermaligen Beschaffenheit
unsers Damenpersonals schwerlich mit einem Ja beantwortet werden
können und man würde besser gethan haben, wenn man ihn einse-
weisen zurückgelegt und auf bessere Zeiten gewartet hätte. Sollte
er aber, wie es den Anschein hat, um jeden Preis zur Darstellung
kommen, so mußte Fr. v. Zahlas die „Königin“ und Mad.
Molke die „Eoli“ spielen. Einer Anfängerin, wie Dem. Sen-
ger, dürfte man die Königin, diese zwar dankbare aber auch zu-
gleich sehr schwere Rolle, nicht übergeben, und ich denke, der Erfolg
hat zur Genüge gezeigt, wie wenig sie ihrer Aufgabe gewachsen war.
Die Art und Weise, in welcher sie gleich im ersten Acte, nachdem
sie ihre Damen entfernt, sich dem „Marquis Vosa“ näherte und die
Worte sprach: Chevalier, ich müßte mich sehr betrügen u. s. w.,
war arg verfehlt und bewies von vorn herein, daß sie den Character
dieser Königin nicht begriffen hatte. Aber wir wollen Dem. Sen-
ger keine Strafpredigt halten, es ist nicht ihre Schuld, daß man
ihre Kräfte überschätzt und dadurch, daß man ihr die ersten Rollen
der dramatischen Meisterwerke aufbürdet, die Achtung, die man der
Kunst, den Dichtern und auch dem Publicum schuldig ist, verletzt.
Es wäre nichts Geringeres als ein Wunder, wenn eine so junge
und wenig geübte Darstellerin in dergleichen Rollen auch nur be-
scheidenden Anforderungen genüge. Der Weg bis zu den Gipfel-
punkten der Kunst ist lang und mühselig, er wird nicht sprunghaft
zurückgelegt und — um ein ganz profaisches Bild zu gebrauchen —
man muß mit dem ABC und dem Buchstaben anfangen, wenn man
lernen will. Für Dem. Senger insbesondere dürften diese ver-
wegenen dramatischen Turnübungen aber sehr verderblich sein. Das
Publicum, welches mit Recht verlangen kann, daß sie in den Rollen,
welche sie übernimmt, genüge, verliert allmählich den Glauben an ihre
künstlerische Befähigung, es macht sogar an die kleineren Partien
einer Darstellerin, die es in den bedeutendsten Rollen gesehen, stärkere
Anforderungen, als es sonst bei einer Anfängerin thun würde, und
so entzieht man dieser Dame, ohne es zu wollen, die Gunst und
die aufmunternden Beifallsäußerungen des Publicums, und bringt
sie diesem gegenüber in eine verkehrte und auf die Dauer gewiß
unhaltbare Stellung. Dazu kommt noch, daß Dem. Senger bei
der Rückkehr zu den kleineren Rollen, die unumgänglich nöthig ist,
wenn ihr Talent für die Kunst nicht ganz verloren gehen soll,
schwerlich so eifrig und fleißig sein wird, wie sie es vielleicht gewe-
sen wäre, wenn sie die bedeutenderen Rollen noch zu erstreben hätte.
Natürlich, denn man macht nicht gern Rückschritte, und es mag
einer Darstellerin, die die „Königin Elisabeth,“ das „Gretchen“ im



Faust, das „Klärchen“ im Egmont und die „Donna Diana“ bereits gespielt, sehr schwer ankommen, sich für längere Zeit nur auf zweite und dritte Rollen hingewiesen zu sehen. Es wird gesagt, Dem. Senger erfreue sich hier besonderer Protection, und man meint damit eben die ihre Kräfte übersteigende Beschäftigung; nun zu dieser Art von Protection hat sie wahrlich nicht Ursache, sich Glück zu wünschen, und wenn ihr Unstern ihr dieselbe in ähnlicher Weise noch länger erhalten sollte, so wird sie ihr keine Rosen tragen und es steht zu fürchten, daß sie das Opfer derselben werden wird. — Wenn auch nicht in dem Grade, wie Dem. S., so gaben doch auch die meisten der übrigen Darsteller zu mancherlei Ausstellungen Anlaß. Hrn. Hentzel (König Philipp) fehlte es zwar nicht an einer gewissen Strenge und unnachgiebigen Willensfestigkeit, aber es fehlte ihm die schreckliche Erbarmlichkeit, die furchtgebietende, unnahbare Majestät, die vornehme Grandezza dieses Königs und er lieferte nur Bruchstücke des großartigen, vielseitigen Characters desselben. So war der Ausdruck der ihn verzehrenden, fast verzweiflungsvollen Eifersucht, des Jornes und der argwöhnenden Grübellei nur gelungen zu nennen, aber er vergaß den König dem „Domingo“ und „Herzog Alba“ gegenüber, als er den letzteren mit den Worten: *Tolero*, Ihr seid ein Mann, schützt mich vor diesem Priester! ins Zimmer ruft; er war unbedeutend dem „Marquis Vosa“, unsicher und nicht ruhig genug dem Großinquisitor gegenüber. Gegen den letzteren fuhr er sogar einmal mit harten Worten auf. Wenn auch die Worte: Nicht diese Sprache, mächtige Dich, Priester! u. s. w. dies zu fordern scheinen, so durfte Hr. S. hier doch nur ernst und ruhig sprechen, denn der König weiß nur zu wohl, daß er dem Großinquisitor nicht imponiren, ihn nicht schrecken kann. — Diese Scene wäre besser ganz weggelassen, denn Hr. Braunhofer, der den Großinquisitor darstellte, traf auch nicht das Rechte. Er schien sich in diesem Priester einen blutigeren Shylock gedacht zu haben, und gab ihn demgemäß. Der Großinquisitor ist aber nichts weniger als dies. Er steht für seinen Glauben, für die Herrschaft der Kirche; er würde um dem einen oder der andern zu dienen, zwar eine Welt in Flammen aufgeben lassen, aber dennoch ist er kalt, leidenschaftlos, und von Rache und Blutdurst fern. — Hr. Mollke (Marquis Vosa) ist wie geschaffen für diese Rolle; er hat alle Mittel, um sie vorzüglich zu spielen — Würde, Adel des Ausdrucks, Gefühl, Feuer und Leben — aber er war nicht fest in seiner Rolle und brachte nur glänzende Splitter zu Tage. — Das Spiel des Hrn. Häser (Don Carlos) war bis auf eine verfehlte Stelle durchaus musterhaft und fand allgemeine Anerkennung. Als der König ihm nämlich das Commando des spanischen Heeres beharrlich verweigert, da ruft er zuletzt wie außer sich: *O, jetzt umringt mich, gute Geister!* In diesem Ausruf ging Hr. S. zu weit. Zu einem solchen Ausbruch der Heftigkeit und des Jornes läßt es die tief eingewurzelte Furcht vor dem Könige nicht kommen, und wenn dieser gleich darauf fragt: *Halt, was wollen diese Mienen sagen?* so ist darin ziemlich deutlich ausgesprochen, daß die erbitterte Stimmung des Prinzen weniger in den Worten als auf dem Gesichte ausgedrückt sein soll. — Hr. Zahlbas war als „Prinzessin von Eboli“ nicht recht an ihrem Plaze. Es fehlte ihrem Spiel zwar nicht an Kraft, Leidenschaftlichkeit und edlem Mädchenhofs, wohl aber an der tief innern süßlichen Glut, an der süßen und seelenvollen Zartheit, wodurch die mehr kindliche Reizung der Prinzessin gleichsam geädelt wird. — Dem Hrn. Schlogell gelang es nicht, dem „Herzog Alba“ ein sicheres, festes Gepräge zu verleihen, noch weniger befriedigte aber Hr. Palleske als „Domingo.“ — Wenn man bedenkt, daß zu diesem seit Jahren nicht gegebenen Stücke nur zwei Proben abgehalten worden, so darf man sich über die mannigfaltigen Mängel eben nicht wundern, wohl aber ist es zum Verwundern, daß man ein Schiller'sches Trauerspiel wie jedes andere gleichgültige Stück behandelt, und es nach zwei Proben munter und fest in Scene gehen läßt. — Hr. Häser wurde gerufen.

Von den übrigen gegebenen Stücken müssen wir noch der vorzüglichsten Darstellung von Gutzkow's „Zopf und Schwert“ gedenken, in welcher Hr. Berninger (König) unübertrefflich, Mad. Mollke (Prinzessin), Hr. Häser (Erzbischof von Baireuth), Hr. Zente I. (Sedendorf), Hr. v. Zahlbas (Hr. v. Sonnfeld) und Hr. Bluhm (Hotham), sehr brav spielten. Hr. Schlogell (Eversmann), sonst recht wader, würgte und drückte gar zu viel, um dem Prinzen gegenüber seinen Namen „Eversmann“ auszusprechen.

Des Lustspiels „Der Landwirth“ erwähnen wir nur noch, weil es uns aufgefallen ist, daß Hr. Gabilon die Rolle des Landwirths bekommen hatte, während Hrn. Wenzel nur die zweite Rolle zugesprochen war. Wir wollen nicht sagen, daß Hr. Gabilon die Rolle nicht gut gespielt, es hat uns im Gegentheil die Auffassung derselben, der es jedoch an consequenter Durchführung fehlte, das frische, lebhaftes Spiel, das nur noch nicht recht beherrscht wird und zu Zeiten mit ihm durchgeht, recht wohl gefallen, so wie wir dem Fleiße und Studium des Hrn. Gabilon unsere Anerkennung ebenfalls nicht versagen können, allein Hr. Wenzel kann noch nicht auf seinen Fortbeeren ausruhen, es kann ihm noch nicht gleichgültig sein, ob ihm diese oder jene Rolle entzogen wird, er hat wie Hr. Gabilon noch erst seinen Weg zu machen, und demnach scheint es uns, darf der eine über dem andern nicht vergessen und das Näherrecht des Hr. Wenzel, mehr als bisher geschehen, berücksichtigt werden.

Kirchennachricht.

Vom 2. bis 8. Januar sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: 1) Johann Hillen und Anna Catharine Elisabeth Bühr, Wahnbeck. 2. Getauft: 3) Marie Margarethe Friederike Mohr, Oldenburg. 4) Cathinka Marie Johanne Gesine Begt, Oldenburg. 5) Johanne Gesine Louise Schwarting, Oldenburg. 6) August Christian Gerhard Anton Meyer, Oldenburg. 7) Johann Meiners, Ohmstedt. 8) Heinrich Georg Grashorn, Donnerschwee. 9) Helene Catharine Ahlers, Dfen. 10) Hermann von Mohr, Ohmstedt. 11) Johann Carl Gustav Klett, Heiligengeiststhor.

3. Beerdigt: 1) Gesche Helene Nißen, Spivege, 1 J. 2 M. 2) Hermann Heinrich Uthoff, Bornhorst, 58 J. 7 M. 3) Johann Hermann Albert Warnis, Ohmstedt, 7 M. 4) Anna Helene Harms, Neßendorf, 6 M. 5) Caroline Dorothee Friederike Wilhelmine Lange, Oldenburg, 48 J. 6) Ein lediggeborener Knabe, Oldenburg.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 10. Januar.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Barelmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Angekommene Fremde.

Hôtel de Russie. Schmford, Kfm., v. Braunschweig; Falkenstein, Kfm., v. Mannheim; Edenberg, Dr. jur., v. Halle; Kändler, Kfm., v. Leipzig; Havermeier, Kfm., v. Celle; Meyerkampff, Kfm., v. Hohenhameln; Schmeltzky, Adv., Beleb. Beamter, a. d. Hannoverischen; Keepen, Kfm., v. Emden; Schmedes, Gutsh., v. Bremerhaven; Barnstedt, Antin., v. Barel; Michelmann, Kfm., v. Goslar; Roy, Part., v. Einburg; Berty, Off., v. London; Pögel, Donop, Adv., v. Bremen; Sternberg, Kfm., v. Frankfurt a. M.; Louisthal, Part., v. München; Seeligmann, Part., v. Hannover; Goldschmidt, Kfm., v. Nienburg.

N^o 1 der Oldenburgischen Plätter wird enthalten: Die allgemeine Wittwen-Casse in Oldenburg und die Privat-Wittwen-Casse. (Fortsetzung.) — Der Nothstand und die Mittel zur Abhilfe. (Schluß.) — Auspflanzung von Kartoffelkeimen. — Anfrage in Beziehung auf das Keimen des Rodens.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

über

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 3.

Sonnabend, den 16. Januar.

1847.

Aus Belgien

über Baden und Amsterdam nach Hamburg.

Reise-Blätter.

6.

Haag. — Scheveningen.

(Fortsetzung.)

Hier am Scheveninger Strande steht ein großes Seebad-Gasthaus. Man hatte mir früher Wunder erzählt, was das für ein Pracht-Hotel sei! Es scheint mir nicht anders wie hundert andere. Ein Haupthaus und nach dem Strand hinaus zwei Flügel, zwischen denen ein mit Tischen und Stühlen dicht besetzter Platz. Hier mag es in der „Eaifon“ lebhaft genug sein. Heute war es einsam still. Drunten am Strand einige Badekutschen, hier und dort zum Wellenschlag, in welchen sich ein paar verspätete Gäste hineinwarfen, gefahren. Das weite Meer vor uns sehr öde — mit allem Suchen entdecken wir draußen nur fünf Segel. Eines davon kommt heran. Es ist eine Fischerpinke. Links von uns, vor dem Dorf (oder Städtchen) Scheveningen, liegen gegen hundert dieser kleinen Schiffe auf dem Ebbestrand. Dort ist lebendiges Gewühl. Einige derselben werden auf Kollhölzern mit Pferdevorspann weiter ins Wasser geschleift, um bei Ankommen der Flut schneller losgehen zu können. Fischer, Bauern und Schiffbuden tummeln sich lärmend durcheinander. — Mit den Schiffen und der fernen blauen Horizontlinie dahinter, sehen wir zehn Seestücke hier neben einander, so vortrefflich, als wären sie von alten oder neuen holländischen Marinemalern. Durch Scheveningen,

wo jedes dritte Haus ein Gasthof (à la Belle vue! — dies abgenutzte Schildwort hier wie überall) oder ein Hôtel garni; kommen wir in eine lange Allee, in ein hübsches Gehölz, welches uns links und rechts die kahlen Hügel verbirgt. Seitwärts in den Büschen ein Garten, der dem König gehört, früher, wenn ich nicht irre, Eigenthum eines holländischen Schriftstellers. So geht es hinein bis in den Haag auf den vortrefflichsten Klinkern. Unterwegs ganze Büge Fischweiber, die nach dort abgehaltenem Markt mit leeren Zubern und Körben, und hoffentlich vollen Geldbeuteln zu ihren Strandhäusern heimkehren; alle schwazend, manche schimpfend und zankend; nicht eine hübsche, desto mehr häßliche, einige darunter wahrhafte Seeungeheuer, riesenmäßig groß, dickmäulig, stieraugig, mit derben Knochen und dabei doch etwas Molluskenartiges. Der Fahrweg raffelt von hübschen Equipagen und von ebenfalls heimkehrenden Fischkarren, mit drei, vier, fünf Hunden bespannt, denen die Zungen lang aus den Mäulern jappen. — Drei, vier, fünf; macht in Ziffern 345. Kennst Du die Geschichte vom Kaufmann in Antwerpen, der bei einem Handelsfreund in Rio Janeiro 1 2 à 3 Affen bestellt — ? — Nach ein paar Monaten kommt die Antwort: „Trotz aller Mühe habe man von den verlangten 123 Affen bis jetzt nur 85 zusammenbringen können, welche mit der Brigg Fortuna, bei erstem Winde segelnd, abgehen würden; den Rest von 38 hoffe man bald nachzusenden. Angeschlossen Rechnung von Maki's, Murki's, Pavian's, Waldteufeln und Meerlaken.“ — Die angenehme Ueberraschung! Dies interessante Cargo! Denke Dir die Kojen, worin diese vierhändigen, langschwänzigen, grinsenden Satans herumjagen! Und wenn die lieben Bestien seefrank werden — wie sie da sprudeln und Gesichter schneiden! — 85 Affen! ist das nicht eine wundervolle Leibgarde? — Gleich bei unserer ersten Ankunft im Haag

